



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goethe und Elise Schönemann. II.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wegs immer und überall hervortreten; aber sie sind signifikante Erscheinungen, die sich besonders in den Stadtschulen und zwar unter der Herrschaft des Systems Falk gezeigt haben. Es ist das Gegentheil von dem, was Falk beabsichtigte, gerade so wie das, was aus den Regulativen gemacht wurde, oft das Gegentheil von dem war, was beabsichtigt wurde.

Wenn sich nun der Lärmruf erhebt: Reaktion auf dem Gebiete der Volksschule, so weiß der Schulmann eigentlich nicht recht, was er sich darunter denken soll. Soll es heißen Rückkehr zu erreichbaren Zielen, Erleichterung und Beschränkung des Stoffes, so sind die Lehrer selbst die begeistertsten Reaktionsäre. In der jetzigen Lage würde „Reaktion“ Rückkehr zu Falk bedeuten.

Die Schule kann aber jetzt so wenig Aktion wie Reaktion brauchen, sondern will vor allem Ruhe haben. Sie kann das Experimentiren absolut nicht mehr vertragen. Ob beabsichtigt oder nicht, faktisch bedeutete das System Falk: Bruch mit der bisherigen Entwicklung — was sich der Unverstand so übersehte: Jetzt muß alles anders gemacht werden. Wir würden es tief beklagen, wenn dasselbe Experiment jetzt schon wieder versucht werden sollte. Was die Schule bedarf, sind viel weniger Reglements, Vorschriften, statistische Aufstellungen, als Männer, die ihren Pulsschlag zu fühlen verstehen und ebenso fern von politischer und religiöser Tendenz, wie von bürokratischem Dissettantismus für die einfach richtige Diät zu sorgen wissen. Wir legen wenig Werth auf das Sturmlaufen einiger Heißsporne, die, auch wenn sie wollten, nicht einmal Reaktion zu machen fähig waren, und halten die eben jetzt kolportirte Nachricht, daß der preußische Kultusminister gar nicht daran denke, die Bahn einer ruhigen Entwicklung zu verlassen, für sehr wahrscheinlich und sehr erfreulich.

Goethe und Elise Schönemann.

II.

Von dem komplizirten Charakter, den Goethe's Verhältniß zu Lili nach seiner Rückkehr aus der Schweiz angenommen, ist es nicht ganz leicht, sich das richtige Bild zu machen. Er selbst erzählt: „Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden, Lili zu sehen; es war ein schonender und zarter Zustand zwischen uns Beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von mir trennen, und dieses sei um so

nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe.“ — Freunde — vielleicht Dunkel d’Orville? — vertrauten ihm dagegen, Lili habe, als alle Hindernisse einer Verbindung ihr vorgestellt worden seien, geäußert, sie wäre im Stande, aus Liebe zu ihm „alle dormaligen Zustände und Verhältnisse aufzugeben und mit nach Amerika zu gehen“ — was keineswegs bildlich, sondern wörtlich zu nehmen war. Es gab wohl Augenblicke, „wo die vergangenen Tage sich wiederherzustellen schienen“, wo alle früheren Hoffnungen und Wünsche wieder hervortraten, aber sie verschwanden schnell wieder „wie wetterleuchtende Gespenster“ . . . „Als ich in die Umgebung Lili’s zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß gestört hatten; als ich wieder vor sie selbst hintrat, fiel mir’s hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei.“

Dieser summarische Bericht erhält wieder erst das rechte Leben aus den gleichzeitigen Briefen, in denen ja auch die Fortsetzung des Verhältnisses sich wieder spiegelt. „Wenn mir’s so recht weh ist — schreibt er am 31. Juli, sechs Tage nach seiner Ankunft, an Auguste Stolberg — fehr ich mich nach Norden, wo sie [Lili] dahinten ist zweyhundert Meil von mir . . . Gestern Abend hat’ ich so viel Sehnen zu ihren Füßen zu liegen, ihre Hände zu halten, und schlief drüber ein“, und Tags darauf an Sophie La Roche: „Es ist doch immer eine freundliche Zuflucht, das weiße [weiße] Papier, im Augenblick der Noth ein wahrer theilnehmender Freund, der uns durch keine widrige Ecken des Charakters zurückstößt, wie man’s wohl oft just in den Stunden erfährt, da man am wenigsten so berührt werden möchte.“

Den August hindurch und Anfang September scheint Goethe häufiger als je nach Offenbach gewandert zu sein, wo Lili wohl den größten Theil des Sommers verbrachte. Zu seinen advokatorischen Geschäften kam er in diesen Tagen erneuter Aufregung gewiß nicht viel; die Erledigung derselben blieb dem Vater überlassen. Er selber flüchtete sich zur Poesie; er arbeitete damals fleißig am „Faust“, auch „Egmont“ wurde vorgenommen. Bei Dunkel d’Orville konnte er nach wie vor ungehindert mit Lili verkehren; man vergnügte sich an schönen Sommertagen auf dem Rahn, ritt zusammen aus, musizirte wohl auch des Abends. In diese Zeit viel eher als in die ersten Maitage paßt es, wenn Goethe schildert, wie die traute Gesellschaft nach frohgenossenem Abend sich am Morgen schon wieder im Garten zusammenfand; in diese Zeit wird auch die auf offener Landstraße zugebrachte Nacht fallen, die ihm in der Erinnerung geblieben war. Man war beim klarsten Sternenhimmel bis spät im Freien gewesen, und nachdem er Lili bis an die Thür begleitet, ging er langsam die Landstraße nach Frankfurt zu, „sich seinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen“. Unterwegs überfiel ihn die Müdigkeit, er setzte sich nieder und schlief ein. Am

Morgen aber, anstatt vollends nach Frankfurt hineinzugehen, kehrte er „langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab“.

Von Offenbach aus sind fast alle seine Briefe aus dem August datirt. An Lavater schreibt er am 3. August: „Ich sitze in Offenbach, wo freylich Lili ist. Ich hab sie von dir gegrüßt. Mach ihr etwas in Versen das sie im guten stärke und erhalte. Du kannst guts thun, und du willst.“ Von unschätzbarem Werthe ist der Brief, den er an demselben Tage aus Lili's etwas kunterbuntem Absteigezimmerchen in d'Orville's Hause an Auguste Stolberg richtet: „Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem Stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten seine Briefgen ausgeschrieben werden und diese Tränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich Alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädgens das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitre Tage ich trübe, ich! . . . Vergebens daß ich drey Monate, in freyer Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog . . . ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagey auf der Stange . . . Lang halt ich's hier nicht aus ich muß wieder fort . . . Hier fließt der Mayn, grad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungehörten Turn, das ietzt für mich so leer ist als mit Besemen gefehrt, da rechts auf artige Dörfsen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Mayn hinunter. — Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Pannier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädgens Stiefel. NB. heut reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappdeckel, zu Hauben und Hüten. — Ich hör ihre Stimme — Ich darf bleiben, sie will sich drinne anziehen.“ Tags darauf schwärmt er Lavater vor: „Gestern waren wir ausgeritten. Lili, d'Orville und ich, Du solltest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen!“

Vierzehn Tage später wieder genau dieselbe Situation. Am 17. August — es ist früh am Morgen, und wieder sitzt er in d'Orville's Hause — schreibt er an die Karsch nach Berlin: „Die Aufgabe von der Männer Schlappsin unter gewissen Umständen kann und darf ich heut nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort, und der Figur im Regligée, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft.“ Aus denselben Tagen sind auch die Zeilen an Merck: „Ich bin wieder ich gestrandet, und möchte mir tausend Dhrseigen geben, daß ich nicht zum Teufel gieng, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzubrücken: nur möcht ich wissen, ob du mir im Fall mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß.“

Am 10. September hatte Pfarrer Ewald in Offenbach, der auch zu dem

d'Orville'schen Kreise gehörte, seine Hochzeit. Goethe und Lili waren dabei, „und in dieser Stunde“ — schreibt er acht Tage später an die Stolberg — „war ich in der grausamst feyerlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. O warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Tränen der Liebe, Mond und Welt schaute und mich alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn, und der Hochzeitgäste laute Freuden.“ An demselben Tage, am 10. September, hatte drin in Frankfurt die Herbstmesse begonnen. Tags darauf ist er wieder in der Stadt und bittet die Fahlmer: „Liebste Tante ich komme von Offenbach! — kann Ihnen weder Blick noch Zug geben von der Wirthschaft. Mein Herz immer wie ein Strumpf, das äussere zu innerst, das innere zu äusserst gekehrt. Bitte! Bitte! — Sehen Sie sich in der Messe um, nach was — für Lili!!!! Galanterie Bijouterie, das neueste, eleganteste! — Sie fühlens allein und meine Liebe dazu! Aber heilig unter uns, der Mama nichts davon.“

Ein seltsameres Gemisch der widersprechendsten Wünsche, Absichten und Hoffnungen, als wie es aus all' diesen Zeugnissen uns entgegentritt, ist wohl nicht gut denkbar. Goethe sieht klar und deutlich, daß die Luft zwischen ihm und Lili, die schon vor seiner Abreise sich gebildet hatte, in seiner Abwesenheit in hoffnungsloser Weise sich erweitert hat; er hat nicht die Kraft, sich zu einem energischen Schritte aufzuraffen und den Besitz der Geliebten, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, sich zu erkämpfen; sein böses Gewissen sagt ihm sogar, daß er über kurz oder lang auf und davon gehen und Lili verlassen werde, gerade so wie er Friederike verlassen, ja er sieht sich schon nach Mitteln und Wegen um, bei erster Gelegenheit sich aus dem Staube zu machen; und dennoch spiegelt er unaufhörlich seinem Herzen die eitle Hoffnung vor, daß der Besitz der Geliebten ihn endlich doch noch beglücken werde, er setzt das alte Liebespiel verwegem fort und sucht das kindlich treue Herz Lili's durch Gaben von eigener und von fremder Hand in seiner Standhaftigkeit zu bestärken! Man kann die Frage nicht abweisen: Wer ist, rein menschlich betrachtet, hier der Größere? der 27 jährige Mann, der sich über seinen Schlappsinne ärgert, oder das 17 jährige Mädchen, das entschlossen ist, Mutter und Brüder zu verlassen und mit dem Geliebten übers Meer zu gehen?

Ein solcher Zustand konnte unmöglich von Dauer sein, und eine Wendung kam denn auch schon in den nächsten Tagen. Plötzlich macht sich eine Veränderung in dem Verhältniß der Liebenden fühlbar. Für den 19. September war, was wohl zu den regelmäßigen Messfreunden gehörte, ein Maskenball angesagt. Voller Freuden schreibt Goethe am 15. September an die Stolberg: „Sie rathen nicht was mich beschäftigt, eine Maske, auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben . . . meine Masque wird eine altdeutsche Tracht, Grenzboten III. 1879.

schwarz und gelb, Bumphose, Wämslein, Mantel und Federstuzhut.“ Aber nach wenigen Stunden muß er hinzusetzen: „In Brunnen gefallen wie ich's ahndete. Meine Masque wird nicht gemacht. Lili kommt nicht auf den Ball. Aber dürst ich, könnt ich alles sagen! — Ich thats sie zu ehren weil ich deklarirt für sie bin, und eines Mädgens Herz u. s. w. Ich thats auch halb aus Truz, weil wir nicht sonderlich stehn die acht Tage her.“ Am 16. September berichtet er: „ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen — wahrscheinlich war das Geschenk eingetroffen, das Täntchen Fahlmer besorgen sollte — . . . Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Comödie morgen nicht im Concert zu sehen“, und am Abend desselben Tages: „Es ist nun so! ich sitze wieder an dem Schreibtischgen von dem ich Ihnen schrieb eh' ich in die Schweiz ging.“ Am 18. September Abends klagt er: „Lili heut nach Tisch gesehn — in der Comödie gesehn. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch nichts geredt! — Wär ich das los. O Gustgen — und doch zitt'r ich vor dem Augenblick da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. — Aber ich bleib meinem Herzen treu, und lass es gehn — Es wird —“, und am Morgen des Balltages selbst: „ich lasse mich treiben, und halte nur das Steuer dass ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen.“ Er ging dann doch auf den Ball, „aber nur im leichten Domino“. Lili kam nicht. Am nächsten Abend sah er sie wieder in der Comödie: „Lili sieben Worte gesagt.“

Aus diesen Brieffstellen läßt sich ahnen, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit folgern, welchen Verlauf das Verhältniß gegen den Ausgang hin genommen haben mag. Daß die Liebenden über irgend etwas in Streit gerathen und dies für Lili den Anlaß zu längerem Schmolten gegeben habe, ist schwerlich anzunehmen. Wahrscheinlich hatte Frau Schönemann sich fest vorgenommen, die Sache nicht in den Winter hinüberspielen zu lassen, und sprach, als die Sommerfrische in Offenbach ihr Ende fand und Lili nach der Stadt zurückkehrte, sofort in dieser Richtung ein Machtwort. Vielleicht war die Angelegenheit auch im Kreise der Freunde des Hauses, welche die Herbstmesse aufs neue herbeigeführt hatte, verhandelt worden, vielleicht hatte die Mutter mit der energischen Hausfreundin, Fräulein Delf, die sich jedenfalls jetzt auch wieder einstellte, sich geeinigt. So viel scheint aus allem hervorzugehen, daß die Mutter fortan längere Begegnungen ihrer Tochter mit Goethe zu vereiteln mußte, und daß, wo sich dergleichen nicht ganz vermeiden ließ, Lili angewiesen war, ihr Betragen gegen ihn zu ändern, ihm kühlere und zurückhaltendere gegenüberzutreten. Lili fügte sich tapfer — es mag ihr schwer genug geworden sein — und erleichterte so dem Unentschlossenen seinen Rücktritt. Eine Weile lang ging

das Spiel noch weiter, es endigte nicht mitten im jubelnden Fortissimo mit einer springenden Saite, einer schrillen Dissonanz, sondern auf das lange Crescendo der Einleitung folgte jetzt das Decrescendo, dessen Länge augenblicklich noch nicht abzusehen war. Das Ueble war, daß es von keiner Seite zu einer offenen Erklärung gekommen zu sein scheint. Unausgesprochen war eines Tags der Anfang zum Ende da. Aber wer weiß, wie lange das Verhältniß sich noch fortgeschleppt hätte, wenn die Erlösung nicht unerwartet von außen gekommen wäre.

Vom 20. bis zum 22. September weilte Herzog Carl August auf der Reise zu seiner Vermählung in Frankfurt und wiederholte bei dieser Gelegenheit seine schon früher in Karlsruhe ausgesprochene Einladung Goethe's nach Weimar. Diesmal wurde sie ohne Zögern angenommen. Die weiteren Verabredungen wurden am 12. und 13. Oktober getroffen, als der Herzog mit seiner jungen Gemahlin abermals durch Frankfurt kam. In Folge des bekannten Mißverständnisses, welches Goethe am Ende von „Dichtung und Wahrheit“ launig erzählt, verzögerte sich seine Abreise noch bis zum 30. Oktober, und auch da wollte er, da das Mißverständniß sich nicht aufklärte, nicht nach Weimar, sondern auf den Rath des Vaters nach Italien gehen. In diesen seinen letzten Frankfurter Tagen war es, wo er eines Abends, in einen großen Mantel gehüllt, um seinen Bekannten, die ihn längst über alle Berge glaubten, nicht kenntlich zu sein, nach Lili's Hause ging und am Fenster lauschend sie zum letzten Male drin sein eignes Lied am Klaviere singen hörte: „Warum ziehst du mich unwiderstehlich“. Auf der Reise suchte er dann in Heidelberg an einem der ersten Novembertage auch Fräulein Delf, die resolute Verlobungsstifterin, auf, um noch einmal das Vergangene „mit einer werthen, geduldigen und nachsichtigen Freundin durchschwäzen zu können“. Als er aber das Gespräch auf Lili lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend, wie er gehofft hatte. „Sie lobte vielmehr — erzählt er — unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen.“

In dem Reisetagebuche, das er damals anlegte, ruft er am 30. Oktober, dem Tage seiner Abreise, der Geliebten im Geiste die Abschiedsworte zu: „Lili Adieu! Lili zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsre Schicksale zu verbinden; es hat sich entschieden, wir müssen einzeln unsre Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht.“ Hiermit endigten — wie er schon am 18. Oktober an Bürger geschrieben — „die zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drey Vierteljahre“, die er bis

dahin je in seinem Leben gehabt hatte. Am 7. November früh traf er in Weimar ein.

So hatte er sich denn zum zweiten Male von der Geliebten losgerissen, und diesmal für immer: der Bogel hatte den Faden gebrochen. Aber wie lange hat er den Faden noch nachgeschleppt! So wenig die Schweizerreise mit all' ihren Eindrücken im Stande gewesen war, Lili's Bild aus seinem Herzen zu verdrängen, so wenig vermochte es, für den Anfang wenigstens, die Uebersiedelung an den Weimarer Hof. Wenn irgend etwas die Wahrheit seiner Aeußerung gegen Eckermann bestätigt, daß er Lili tief und wahrhaft geliebt habe, wie keine vor und nach ihr, so ist es die Thatsache, daß selbst von dem tollen Strudel der ersten Weimarer Monate das Bild Lili's nicht verschlungen werden konnte, sondern fort und fort an die Oberfläche emportauchte. Erst im Frühjahr darauf erscheint es versunken und vergessen.

Zwei Tage vor Weihnachten 1775 ritt er spät am Abend mit Einsiedel, Kallb, Bertuch und andern von Jena nach Walbeck im Amte Bürgeln, „wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen“. Da sendet er von Walbeck aus an den Herzog, der nach Gotha zu Besuch gegangen war, einen Reisebericht und schreibt am Schlusse: „Gute, herzliche Nacht! Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

 Holde Lili, warst so lang
 All mein Lust und all mein Sang,
 Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
 All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht.

 Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
 Die dich umglänzen,
 Und all den Gesichtern,
 Die dich umschwänzen
 Und umkredenzen.
 Findst doch nur wahre Freud und Ruh
 Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sicherlich aus den ersten Weimarer Wochen stammt das zuerst im Januarheft 1776 von Wieland's „Merkur“ gedruckte Abendlied des Jägers: „Im Felde schleich' ich still und wild“ mit der sanft verklingenden Schlußstrophe:

 Mir ist es, denk ich nur an dich,
 Als sah' den Mond ich an;
 Ein süßer Friede kommt auf mich,
 Weiß nicht, wie mir gethan.

Ebenso, wie schon früher vermuthet, die Strophen „An ein goldnes Herz, das er am Halse trug“. Anfang Februar 1776 war „Stella“ im Druck vollendet, die dichterische Hauptfrucht der schmerzlich-süßen Zeit, da er von einer Verbindung mit Lili geträumt hatte. Wüßte er doch so, wie Stella liebt, von Lili geliebt zu sein. Jetzt schickt er ihr die Dichtung mit der herrlichen Widmung:

Im holden Thal, auf Schneebedeckten Höhen
 War stets dein Bild mir nah.
 Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
 Im Herzen war mir's da.
 Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
 Ein Herz das andre zieht,
 Und daß vergebens Liebe
 Vor Liebe flieht.

Dies war aber auch das letzte direkte Zeichen seiner Liebe, das er Lili gab. Völlig gleichgiltig, beinahe verächtlich klingen die Zeilen, die er im April über sie an Johanna Fahlmer schreibt. Die Freundin hatte ihm Mittheilung gemacht über Vorgänge im Schönemann'schen Hause, von denen sie glaubte, daß sie Goethe interessieren würden. Vielleicht handelte es sich um die bevorstehende Verlobung Lili's mit einem Herrn Bernard in Straßburg, einem Verwandten Onkel Bernard's in Offenbach, die möglicherweise in der Ostermesse 1776 eingefädelt worden war. Da antwortet ihr Goethe: „Von Lili nichts mehr, sie ist abgethan, ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol sie der Teufel. Das arme Geschöpf bedaur ich daß sie unter so einer Race gebohren ist.“

„Abgethan“ — es klingt grausam, aber in der That war es Lili von jetzt an für ihn; nirgends in seinen Briefen aus der nächstfolgenden Zeit wird sie wieder erwähnt. Wem es gelang, ihm die Aufgegebene zu ersetzen, ist nicht schwer zu sagen. „Eine herrliche Seele ist Fr. von Stein, an die ich so was man sagen mögte geheftet und genistelt bin“ — so schreibt er schon am 14. Februar an die Fahlmer. Auch auf diese Ablösung und die damit verbundene Tröstung paßt, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ mit Bezug auf die Zeit schreibt, da Lotte in seinem Herzen durch Maximiliane ersetzt wurde: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehen und erfreut sich an dem Doppelglanz der beiden Himmelslichter.“ Als er nach einigen Wochen die Nachricht von der definitiven Verlobung Lili's mit jenem Herrn Bernard erhielt, schrieb er am 9. Juli an die neue Freundin: „Dumpffinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! Kehre

mich um und schlafe fort.“ — Dies ist das Ende von Goethe's Liebe zu Elise Schönemann.

Es erübrigt noch, in Kürze einen Blick auf Lili's späteres Leben zu werfen und auf die wenigen Berührungspunkte, die dasselbe mit dem späteren Leben Goethe's bietet. Wir brauchen dabei wohl nicht ausdrücklich zu bemerken, daß das Büchlein des Grafen Dürckheim*), von welchem unsere Darstellung ausging, für das Folgende wenn auch nicht die einzige, so doch die wichtigste Grundlage bildet.

Die nächsten beiden Jahre nach ihrer Trennung von Goethe waren bittere Leidensjahre für Lili. Kaum war die erste Wunde vernarbt, so wurde ihr eine zweite, nicht minder schmerzliche geschlagen. Ihr Bräutigam Bernard starb kurz nach der Verlobung, und die heftige Gemüthserschütterung über diesen neuen Verlust stürzte sie in eine schwere Krankheit. Es dauerte lange, bis sie sich völlig erholt und auch ihr Herz Genesung gefunden hatte. Erst zwei Jahre später reichte sie dem jungen Straßburger Bankier Türcckheim die Hand.

Bernhard Friedrich v. Türcckheim war über drei Jahre jünger als Goethe; er war am 3. November 1752 in Straßburg geboren, wo sein Vater als wohlhabender und geachteter Bankier lebte. Dieser bestimmte ihn für den kaufmännischen Beruf, während ein älterer Bruder mit glänzendem Erfolg die diplomatische Laufbahn einschlug. Noch ehe Lili mit Goethe in Berührung gekommen, war Türcckheim Volontär im Schönemann'schen Geschäft in Frankfurt gewesen und hatte damals und auch noch während das Verhältniß mit Goethe spielte, zu Lili's stillen Verehrern gehört. Im Jahre 1776 übernahm er die Leitung des väterlichen Handelshauses, 1778 hielt er um Lili's Hand an; am 9. August fand die offizielle Verlobung statt.

A. v. Vinzer, der erste Herausgeber von Goethe's Briefen an Auguste Stolberg, schreibt gelegentlich in einer Anmerkung zu einem der Briefe: „Lili war ein Weltkind, und ein schönes, liebenswürdiges. Es gibt Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen werden und ihn beherrschen, ohne es zu wollen, blos durch eine bedeutende Individualität, durch die Zauberkraft, ein gewisses frischeres Leben um sich anzuregen. Lili scheint zu diesen Mädchen gehört zu haben; daß sie Huldigungen ungerne entbehrt hätte, nahm ihr nichts an ihrem innern Werthe. Man sieht es oft, daß diese anreizenden, gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortrefflichsten, fittsamsten Hausfrauen werden.“ Vinzer war ohne alle Kenntniß von Lili's späterem

*) Lili's Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht v. Dürckheim (Nördlingen, Beck, 1879).

Leben, und doch, wie wunderbar richtig hat er ihren Charakter in diesen Zeilen beurtheilt!

An Türckheim's Seite fand Lili die lange entbehrte Ruhe wieder. Am 25. August 1778 wurde die Hochzeit gefeiert, gleich darauf folgte Lili ihrem Gemahl nach Straßburg, und fortan lebte sie als die schlichte, emsige, tüchtige Hausfrau. Ihr Haus, das sie einfach, ohne Prunk, aber geschmackvoll eingerichtet hatte, war bald ein Sammelpunkt trefflicher Männer, die durch geschäftliche oder auch rein geistige Interessen mit ihrem Gatten verbunden waren. So brachte sie in ungetrübtem häuslichen Glück das erste Jahrzehnt ihrer Ehe zu. Ihrem Gatten schenkte sie in dieser Zeit zuerst eine Tochter, die ihren Namen, Elise, erhielt, dann vier Söhne. Die Kinder hatten in ihr die beste, liebevollste Mutter; sie sorgte für alle ihre Bedürfnisse mit eigener Hand, wie sie sie denn auch alle an der eigenen Brust nährte. Mit dem Elternhause blieb sie in Verbindung dadurch, daß sie die Freude hatte, einen ihrer Brüder, der sich an Türckheim's Geschäft betheiligte, dauernd in Straßburg bei sich zu haben.

Ein Kummer allerdings traf sie in dieser Zeit. Kurz nach ihrer Verheirathung brach über das Haus ihrer Mutter das schon längere Zeit gefürchtete Unglück herein: Frau Schönemann mußte ihre Zahlungen einstellen. Sie verließ dann für die nächste Zeit Frankfurt und zog zu ihrer Tochter nach Straßburg. Auch in den Jahren 1783 und 1784 finden wir die junge Frau in trüber Stimmung. Graf Türckheim theilt ein paar Briefe an Lili von Lavater, dessen Bekanntschaft sie offenbar durch Goethe gemacht hatte, aus den Jahren 1783 bis 1796 mit. Unter diesen sind zwei merkwürdig, einer aus dem Jahre 1783, den Lavater halb und halb mit dem Komponisten Reichard geschrieben, und einer aus dem Februar 1784 (?) von Lavater allein.*) In dem ersteren schreibt Lavater am Schlusse: „Liebe Türckheim, wenn ich sehn kann, hab' ich viele Freyheit des Geistes, viele Reinheit des Herzen in dir gesehn. Diese Freyheit und Reinheit wird dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein Anderer leiden und genießen kann. Leide und genieße — als Liese Schönemann und als Liese Türckheim.“ In den Zeilen, die Reichard hinzusetzt, stehen die Worte: „Mir ist die Seele so voll des innigsten Antheils an ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem, Gott!

*) Im ersten ist der von Lavater geschriebene Theil datirt „d. 22. Febr.“, der von Reichard geschriebene „den 22. July“. Ist das in Ordnung? Ist das kein Lesefehler des Herausgebers? Ein ähnlicher Widerspruch herrscht bei dem zweiten Briefe. Der Herausgeber bemerkt, derselbe sei geschrieben „auf kleiner Visitenkarte mit grauem Rahmen (hübsch für jene Zeit. 1782.)“, und doch trägt der Brief selbst das Datum „13. fev. 1784“. Aus welchem Jahre ist er nun? 1782 oder 1784?

nich so ängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles was wir Ihnen sagen können.“ Der zweite Brief Lavater's lautet: „Die Hand, die diese Zeilen schreibt trocknete gern, dann und wann, eine Thräne von dem sanften Auge der edeln lieben Türrckheim, drückte gern dann und wann ihre sinkende Linke mit dem Bruderworte: Es ist Ehre Tragen zu können, zu wollen, zu ertragen; das Unveränderliche anbehtend leiden, das Erträgliches schweigend dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernst, froh wirken und durch's Wissen zum Genießen sich erheben.“

Diese Briefe zeigen, daß Lili damals längere Zeit bekümmert und trostbedürftig war, und daß sie gegen Lavater ihr Herz ausgeschüttet hatte. Leider unterdrückt Graf Türrckheim jede erläuternde Bemerkung zu diesen Dokumenten, und doch bedürften sie umsomehr eines Kommentars, da ihr Inhalt auch in dem zusammenhängenden Texte des Herausgebers absolut unberücksichtigt geblieben ist. Sicherlich werden manche geneigt sein, aus den Briefen herauszulesen, daß Lili den Schmerz über die Trennung von Goethe niemals recht habe verwinden können und in ihrer Ehe im Grunde nicht glücklich gewesen sei.*) Gleichwohl fehlt es an allen Spuren, die eine solche Annahme bestätigen könnten. Jedenfalls bleiben die Briefe bis auf weiteres räthselhaft, und es wäre wünschenswerth, daß der Herausgeber, der offenbar nichts auffälliges und seiner sonstigen Darstellung widersprechendes in ihnen gefunden hat, nachträglich eine Aufklärung darüber gäbe.

Ein schweres Ungewitter brach mit dem Beginn der französischen Revolution über Lili und ihre Familie herein. Türrckheim, der bei seinen Mitbürgern die höchste Achtung und das vollste Vertrauen genoß und im öffentlichen Leben eine von Jahr zu Jahr bedeutender werdende Rolle spielte, wurde 1792 auf den schwierigen Posten des Maire von Straßburg berufen. Er bemühte sich in dieser Stellung, die wachsende Aufregung der Massen zu besänftigen, trat muthig den ihm drohenden Gefahren entgegen, und es gelang ihm auch, in den ersten Monaten Ruhe und Eintracht zu erhalten. Auch Lili hielt tapfer an der Seite ihres Gatten aus, während ihr Bruder vor der nahenden Gefahr nach Frankfurt zurückgekehrt war.

Da, am 20. Januar 1793, wurde Türrckheim durch das Comité de salut public seines Amtes entsetzt und aus Straßburg verbannt. Er wich der Ge-

*) F. v. Weech in dem schon citirten Aufsätze in „Nord und Süd“ will in der That die Briefe so auffassen.

walt und zog sich mit seiner Familie auf ein kleines Gut zurück, welches er in Posdorf, einem lothringischen Dorfe, besaß. Als er seinen Bann für kurze Zeit brach und nach Straßburg zurückkehrte, um seiner sterbenden Mutter die Augen zu schließen, wurde er verhaftet und in Anklagezustand versetzt. Aber in Ermangelung von Schuldbeweisen mußte man ihn wieder freigeben und schickte ihn in seine Verbannung zurück. Das Entlassungsurtheil lautete: „Türkheim wurde mit Unrecht verhaftet, wir vermochten nichts gegen ihn aufzubringen, was eine längere Verhaftung entschuldigen könnte; er ist ein durchaus gerechter und allgemein geachteter Mann.“ Er ging wieder nach Posdorf und wurde dort in kurzem nicht bloß der Freund und Rathgeber aller Bedrängten, sondern übernahm auch die Geschäftsführung der Gemeinde, deren Vorstand bei der allgemeinen Verwirrung nicht mehr recht wußte, wem er eigentlich gehorchen solle. Diese Hilfsbereitschaft sollte ihm das Leben retten. Eines Morgens übergab ihm, da alle ankommenden Briefe ihm überbracht wurden, der Gemeindevorstand eine Depesche vom Straßburger Comité, die seinen eigenen Verhaftsbefehl enthielt und die Weisung, ihn vor das Revolutionsgericht in Straßburg abführen zu lassen! Kein Augenblick war zu verlieren. Er umarmte Lili und die Kinder und floh aus dem Dorfe, während die Sturmglocken läuteten, welche die „Patrioten“ zusammenrief, um den Wortlaut der Depesche zu vernehmen. Tag und Nacht wanderte er, bis er nach Saarbrücken kam, wo er, als Holzhauer verkleidet, durch die Vorposten sich durchschlich, endlich auf freien Boden gelangte und dann seinen Weg nach Heidelberg fortsetzte. Von Saarbrücken aus ließ er Lili durch einen alten, treuen Invaliden die Botschaft überbringen: „Der Weg über Saarbrücken ist frei, ihr sollt kommen!“ Lili erhielt diese Nachricht nach drei Tagen grausamster Ungewißheit. Eine Weile glaubte sie an Verrath; dann raffte sie sich auf und flüchtete mit ihren fünf Kindern. Der Hauslehrer der Kinder, Redslöb, war der Einzige, der auf der gräßlichen Reise ihr zur Seite blieb. Ihm verdanken wir den nachfolgenden Bericht, der von Lili's aufopfernder Entschlossenheit ein rührendes Zeugniß gibt.

„Die Mutter — schreibt er — war der Kinder und meine Rettung. Wenn wir ermattet niedersinken wollten, wußte sie unsre Kräfte bald durch einen heitern Scherz, bald durch Versprechungen, bald wieder durch ernste Mahnungen aufzustacheln. So versprach sie z. B. den Knaben neue Stiefel, die alle Wunden der Füße schnell heilen würden. Wie wir die Mühen der Reise überstanden und die Kinder vorwärts gebracht haben, weiß ich heute noch nicht. Als wir nach Saarbrücken kamen und uns gesagt wurde, daß niemand die Brücke passiren dürfe als Landleute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, mußten wir uns trennen. Frau von Türkheim, als Bäuerin verkleidet, mit

einem Korb auf dem Kopfe, ihren kleinen Heinrich in ein Tuch gebunden auf dem Rücken tragend und ihr Töchterchen an der Hand, schlug den Weg nach der Brücke ein, während ich mit den drei älteren Knaben einen Fußpfad wählte, der uns an die Saar führen könnte. Zufällig war es gerade ein Pfad, der auf einen seichtem BADEPLATZ am Fluß auslief, und so kamen wir, ohne Aufsehen bei den zahlreichen Vorposten zu erregen, glücklich über die Saar. Indem Frau von TÜRCKHEIM auf die Brücke zuing, begegnete ihr ein Trupp zügelloser republikanischer Soldaten, die sich anschickten, die schöne Bäuerin mit Neckereien anzuhalten. Durch ihre Entschlossenheit und Geistesgegenwart rettete sie sich aus der wirklich ernstern Gefahr, erkannt und verhaftet zu werden. Mit den Worten: *Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille!* schritt sie mitten durch die rohen Menschen und eilte den deutschen Vorposten zu.“

Im nächsten Dorfe vereinigte sich die kleine Karawane wieder, und ein preußischer Rittmeister, dem sich Lili zu erkennen gab, und der zufällig zuvor in Frankfurt gewesen war und dort die Familie SCHÖNEMANN kennen gelernt hatte, sorgte für einen Wagen, in dem die Reise weiter fortgesetzt wurde. Nach mehreren Tagereisen gelangten sie alle nach Mannheim, wo Lili unter Freudenthränen den geretteten Gatten wiederfand. Die Familie ging dann auf einige Wochen nach Frankfurt und von dort nach Erlangen, damit die Kinder in der kleinen Universitätsstadt ungestört ihren Unterricht wieder aufnehmen könnten, auch Freund REDSLOB seine Studien nicht zu lange zu unterbrechen brauchte. In Erlangen lebte Lili sehr zurückgezogen; sie richtete sich mit knappen Mitteln häuslich ein, besorgte ihr kleines Hauswesen mit einer einzigen Dienerin, nahm aber doch noch einen armen flüchtigen Straßburger Studenten bei sich auf, und so war die Familie froh und zufrieden trotz mancher Sorgen und Entbehrungen, mit denen sie zu kämpfen hatte.

Als in Frankreich geordnete Zustände zurückkehrten, erging auch an TÜRCKHEIM der Ruf, seine frühere Stellung wieder zu übernehmen, und er folgte diesem Rufe im September 1794; einige Wochen später kam ihm Lili nach, und beide wurden von Freunden und Bekannten mit Jubel und von der Bevölkerung mit dem freundlichsten Wohlwollen empfangen. Die Revolution hatte freilich den größten Theil ihres Vermögens verschlungen. Aber in wenigen Jahren wußte TÜRCKHEIM, unterstützt durch Lili's klugen Rath und ihre verständige Haushaltung, den verlorenen Wohlstand wiederzugewinnen. Wieder berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in öffentliche Aemter, lange Jahre hindurch hat er der französischen Volksvertretung angehört, und es wäre ihm nicht möglich gewesen, neben seinem rasch wieder aufblühenden Geschäft fort und fort dem öffentlichen Wohle seine Kräfte zu widmen, wenn er nicht in

seiner Gattin die zuverlässigste Hilfe gehabt hätte. Das schöne, am Broglieplatz gelegene Haus vereinigte bald wieder den alten, treuen Bekanntenkreis, und vor allem widmete sich Lili der Erziehung ihrer zärtlich geliebten Kinder. Einzelne von Graf Dürckheim mitgetheilte Briefe Lili's an ihre Söhne, die sie ihnen später schrieb, nachdem jene das Elternhaus bereits verlassen, sind sprechende Zeugnisse der Lebensklugheit, der adelichen Gesinnung und der allseitigen Gediegenheit des Charakters, die sie in der Erfüllung ihrer mütterlichen Aufgaben an den Tag legte.

Im Jahre 1800 kaufte Dürckheim seiner Gattin ein Landhaus in Krautergersheim zwischen Straßburg und Barr, wo sie fortan in ländlicher Stille die Sommermonate zubringen sollte, während Dürckheim in Paris durch die Kammerverhandlungen gefesselt war. „An der Nordostseite des Dertchens, erzählt Graf Dürckheim, kam man durch hohe, uralte Kastanienbäume in einen großen, geschlossenen Hof, an dessen rechte Seite sich eine alte Kapelle traulich anschmiegte. Gegenüber lag ein niedliches einstöckiges Wohnhaus mit einem Thürmchen als Treppengebäude an der linken Ecke. Stieg man die gewundene steinerne Treppe hinauf, so gelangte man in eine hübsche, mit alten Kupferstichen gezierte Hausflur; in gerader Richtung, von der Mitte dieser Flur ein Gang, der zu den Wohn- und Schlafzimmern führte, und zur Linken eine sich auf den freundlichen Gartensaal öffnende Thüre; neben diesem geräumigen Saal befand sich ein kleinerer, mit französischem Ramin, wo Lili an kühlen Herbstabenden ein fröhliches Feuer lodern ließ, bei dessen heiterem Knistern die Familie sich gerne zu trautem Gespräch versammelte. Vom Gartensaal führte eine perronartige, steinerne, von rankenden Rosen umspinnene Treppe in den kleinen Park, dessen Anlagen nach Lili's eigenem Entwurf ausgeführt, die lieblichste Dase in dieser Einöde bildeten.“

Liebenswürdig ist der Brief, den sie nach der Uebernahme des Gutes am 26. Juni 1800 an die Kinder nach Straßburg schreibt, und worin sie die Thätigkeit schildert, die sie schon entfaltet habe, das verwahrloste Gut in wohnlichen Stand zu setzen. „Weil ich nun Oberbauinspektor geworden, liebe Kinder, kann ich wenig schreiben, meine Zeit geht dahin im Messen, Befehlen, Vergleichen, Ueberwachen und, was die Folge davon, im Rügen und Zanken: ihr seid zu fern von mir, als daß ich auch an euch, ihr Lieben, mein Inspektoramt ausüben könnte, was übrigens nicht nöthig ist, da ich ja weiß, wie gut es mit euch allen geht! Hier jedoch, wo ich mit Winter und Luise bivackire, haben wir schon so vieles zu Stande gebracht, daß jedermann darüber erstaunt ist. Ihr müßt wissen, daß, als wir kamen, die Mäuse allein Herren des Hauses waren, die Fußböden vermodert, keine Läden, überall schadhafte Thüren und Fenster, das Dach durchlöchert, so fand ich den Zustand des Hauses.

Doch mit einigen Schlägen des Zauberstäbchens, wie ihr das Ding nennt, habe ich in vierzehn Tagen alles umgestaltet: neue Fußböden, neue Läden, ausgebefferte und zum Theil neue Thüren, das Dach regendicht gemacht, der Laubenturm, das Bierlichste hier, wieder aufgebaut, endlich die zwei Wohnzimmer mit eigener hoher Hand tapeziert, das alles ist in vierzehn Tagen glücklich vollbracht worden. Die größte Freude habe ich zu sehen, wie niedlich einfach unsere Wohnung wird.“

In diesem trauten Heim verlebte Lili meist die Jahre 1800—1814. Freilich fehlte es auch hier nicht an mancherlei Sorgen. In großer Bekümmerniß war sie um ihren Sohn Wilhelm, der im napoleonischen Heere alle Feldzüge mitmachte und mehreremal verwundet wurde. Manch' treuer Freund, der zum Familienkreise gehört hatte, wurde in jener Zeit durch den Tod abgerufen. Doch hatte sie auch die Freude, zwei ihrer Söhne und ihre Tochter glücklich verheirathet, die beiden anderen Söhne wenigstens in ehrenvoller Laufbahn zu sehen. Im Jahre 1816 fing sie zu kränkeln an, erholte sich auch nicht wieder. Am 6. Mai 1817 starb sie 59jährig in Krautergersheim, von den Ihrigen umgeben, in den Armen des Gatten, der bis ins Alter sie mit größter Zärtlichkeit geliebt hatte. Ihren Tod meldete Türckheim dem Schwager Schönemann mit folgenden Worten: „Die Schwester schläft, Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte, und so viel Segen durch Sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen . . . Das Band, das mich seit bald vierzig Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle jetzt einsam hier mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete.“ In einem zweiten Briefe, in welchem er Tags darauf die Todesnachricht nach andrer Seite sandte, schreibt er: „Mein Trost hienieden sind die Kinder, die alle ohne Ausnahme der Mutter Pflege und Bildung einen unverweklichen Kranz flechten.“

Im Juli 1831 folgte Türckheim im Alter von 79 Jahren seiner Gattin im Tode nach. Das Haus der Familie in Straßburg ist durch den Krieg zerstört worden; die stille ländliche Wohnung Lili's, ihr niedlicher Park in Krautergersheim kam nach dem Tode des einen Sohnes in fremde Hände und wurde der Erde gleichgemacht. Nur die kleine Kapelle ist Familiengut geblieben; dort ruht die sterbliche Hülle Lili's neben der ihres Gatten.

Goethe ist seit seinem Weggange nach Weimar nur zwei Mal mit Lili in flüchtige Berührung gekommen. Auf seiner zweiten Reise nach der Schweiz, die er im September 1779 mit dem Herzog von Weimar antrat, suchte er Lili am 26. September in Straßburg auf; am Tage zuvor hatte er auch den Muth

gehabt, nach Sesenheim zu gehen und Friederiken wieder gegenüberzutreten. Wie ihn dorthin das Bedürfnis geführt hatte, die volle Ruhe seiner Seele herzustellen, um „wieder mit Zufriedenheit an dies Eckchen der Welt hindenken“ zu können, so leitete ihn gewiß auch hier der Wunsch, die letzten Schatten einer peinlichen Erinnerung zu verschleichen. Türckheim war verreist, dagegen war Lili's Mutter aus Frankfurt da. Goethe berichtete selbst über diese Begegnung an Frau von Stein: „Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergeßen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem, was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang etc. Alles was sie braucht etc. Er war abwesend. Ich blieb zu Tische. — Abends aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg hier gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine reine, ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nur in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind.“ Die letzten Zeilen beziehen sich zugleich und wohl vor allem auf das Sesenheimer Pfarrhaus.

Viel später, im Jahre 1801 empfahl Lili einmal einen jungen Straßburger, der nach Weimar ging, an Goethe. Darauf erhielt sie eine Antwort vom 30. März 1801, — den einzigen Brief Goethe's, den sie besaß und pietätvoll aufbewahrte. Interessant vor allem ist der Eingang des Briefes, der folgendermaßen lautet: „Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während ihres Aufenthalts in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.“ Diese Stelle ist aus folgenden Gründen von Wichtigkeit. Frau von Egloffstein, die spätere Frau von Beaulieu-Marconnay, lebte 1794 in Erlangen und kam dort unzweifelhaft mit Lili in Berührung. Nun hat diese Dame 36 Jahre später, angeblich auf eine an sie ergangene Aufforderung hin, „dasjenige, was sich in Bezug auf eine der edelsten Frauen ihrem Gedächtniß unauslöschlich eingepägt habe“, schriftlich mitzutheilen, sich bewogen gesehen, einen längeren Bericht über ihre Begegnung mit Lili niederzuschreiben. Derselbe ist 1869 zuerst in den „Grenzboten“ veröffentlicht und seitdem mehrfach zur Beurtheilung von Goethe's Verhältniß zu

Lili benutzt worden. Frau v. Egloffstein erzählt da, daß Frau v. Türkheim in Erlangen großes Verlangen getragen habe, sie kennen zu lernen, und so habe sie sich endlich, trotz ihrer Abneigung vor neuen Bekanntschaften, entschlossen, dieselbe zu besuchen, weil sie geglaubt, sie bedürfe vielleicht einer Unterstützung. Sie schildert dann den imponirenden Eindruck, den Lili's Erscheinung auf sie gemacht — sie habe geglaubt, „Iphigenie vor sich zu sehen“ — und erzählt, Lili habe ihr gestanden, da sie gehört, in welcher engen Verbindung Frau von Egloffstein mit Weimar stehe, so habe sie ihre Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksal zu erfahren, „den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte“. Diesem Wunsche habe nun freilich Frau v. Egloffstein nicht entsprechen können, da sie Goethe damals noch nicht persönlich gekannt habe, trotzdem habe sich die herzlichste Freundschaft zwischen beiden Frauen entsponnen, und im Laufe der Unterhaltungen habe Lili die ganze Geschichte ihres Herzens erzählt. Sie habe bekannt, daß sie, „wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden sein, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet habe. Ihre Leidenschaft für Goethe sei mächtiger als Pflicht- und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeblückt haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen darbiete. Seinem Edelsinn verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden finde, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hängen.“ Darauf habe sie Frau v. Egloffstein gebeten, dem unvergeßlichen Freunde bei schicklicher Gelegenheit dies alles mitzutheilen. Eine solche Gelegenheit habe sich jedoch nie gefunden. Als die Beauftragte später mit Goethe persönlich verkehrt habe, sei sie zu schüchtern gewesen, „einen so überaus delikaten Gegenstand zu berühren“.

Mit Recht, wie uns scheint, protestirt Graf Türkheim gegen den Inhalt dieses Berichtes und bezeichnet ihn als eine „übertriebene Huldigung, die dem allgemein vergötterten Dichter“ im Alter von jener Dame dargebracht worden sei. In dem oben erwähnten Briefe aus dem Jahre 1801 schreibt Goethe ausdrücklich, er habe von Frau v. Egloffstein erfahren, daß Lili manchmal seiner gedacht habe — wie sollte es da der Baronin an Gelegenheit gefehlt haben, sich jenes vorgebliehen Auftrages zu entledigen? Augenscheinlich kam es der Schreiberin darauf an, wichtige „Enthüllungen“ zu machen. Wer weiß, wie oft sie jene Begegnung mit Lili schon erzählt und dabei jedesmal der

Sache selbst und der Rolle, die sie dabei gespielt, eine größere Wichtigkeit verliehen hatte, bis sie endlich indirekt durch Goethe aufgefordert wurde, ihre Reminiscenzen zu Papiere zu bringen. Von einer „Freundschaft“ zwischen Lili und Frau v. Egloffstein kann nicht die Rede sein. Wenn jemand in Erlangen „Abneigung vor neuen Bekanntschaften“ hatte, so war es vor allen Frau v. Türckheim; nimmermehr hätte sie, die ruhige, besonnene, zurückhaltende Frau, einer Fremden, mit der sie vorübergehend bekannt geworden, derartige Herzensergießungen gemacht. Aber auch der Inhalt der Bekenntnisse selbst widerspricht allem, was wir sonst über Lili's Herzengeschichte wissen und schließen dürfen.

Ohne Zweifel wird Goethe auf die geistige Entwicklung Lili's Einfluß, nachhaltigen Einfluß gehabt haben. Er selbst äußerte 1815 gegen Boisserée, „sie habe ihm den größten Theil ihrer höheren Bildung zu danken“. In zartester Jugend trat sie ihm gegenüber, keusch, zögernd, und daher wohl manchmal scheinbar streng und spröde. Oft, wenn er sie glühender, leidenschaftlicher wünschte, mochten ihn Zweifel beschleichen, ob sie auch im Stande sei, ihn völlig zu würdigen und zu verstehen. Auguste Stolberg, der er Anfang September 1775 derartige Zweifel brieflich ausgesprochen, beruhigte ihn deshalb, und er antwortet ihr: „Dein gut Wort würdte in mir, da sprach's auf einmal in mir, sollt's nicht übermäßiger Stolz seyn zu verlangen, dass dich ganz das Mädchen erkannte und so erkennend liebte, erkenn ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser.“ Auf keinen Fall aber würde Lili, auch wenn man Goethe's Einfluß und den reisenden Einfluß der Jahre und ihrer Erlebnisse gebührend in Anschlag bringt, zu einer so gediegenen und gehaltvollen Persönlichkeit, als welche sie als Gattin Türckheim's und als Mutter ihrer Kinder erscheint und namentlich in ihren späteren inhaltreichen und auch stilistisch vortrefflichen Briefen uns entgegentritt, sich entfaltet haben, wenn nicht die Knospe darnach geartet gewesen wäre. Sicherlich stand Lili geistig über ihrer Umgebung und faßte Goethe's ganzes Wesen nobler auf als ihre Mutter und ihre Brüder. Das wird Goethe recht wohl empfunden haben. Aber mehr als das, mehr auch als ihre bezaubernde Schönheit war es doch etwas andres, was ihn anzog und, trotz all' seiner Furcht, sich für die Dauer zu binden, ihn immer wieder zu ihr zurückführte: ihre Gradheit und ihre natürliche Herzengüte. Diese Seite ihres Wesens ist es, die er in den kleinen Liedern, welche er auf sie gesungen, nicht müde wird zu preisen. „Dieser Blick voll Treu und Güte“ — „Wo du Engel bist, ist Lieb und Güte, wo du bist, Natur“ — „Findst doch nur wahre Freud und Ruh bei Seelen, grad und treu wie du“ — so klingt es aller Orten uns daraus entgegen. Und fast schöner noch als in jenen Versen hat er sie verherrlicht in den simplen, frommen paar Zeilen,

die er am 4. April 1775 an Johanna Fahlmer schreibt: „Sa Tante sie war schön wie ein Engel. Und lieber Gott wie viel ist sie noch besser als schön.“

Und nun schlage man Lewes' Goethe-Biographie und H. Grimm's Vorlesungen über Goethe auf, lese da, wie der eine Lili zu einer „entschiedenen Kofette“ macht, der andre von den „paar Künsten“ redet, womit das „arme Mädchen“ Goethe an sich zu locken gewußt habe, und dann beantworte man sich ehrlich die Frage, ob es eine ärgere Entstellung eines edlen Frauenbildes geben kann als diese Urtheile.

Neufrankreich und die Jesuiten.

2. Der große Irokesenkrieg. — Drei Märtyrer. — Ein verhungertes Volk.

Die Irokesen waren die Hauptfeinde der Franzosen und der Huronen. Unaufhörlich sandten sie ihre Kriegerschaaren nach deren Niederlassungen und nach den Wasserstraßen, die sie verbanden. In ganz Kanada konnte niemand ohne Gefahr, von ihnen skalpirt oder gefangen und nach ihren Städten zur Marter geführt zu werden, sich auf die Jagd, auf den Fischfang oder auf eine Handelsreise begeben. Kaum die Umgebung der französischen Forts in Quebek, Three Rivers und Montreal war sicher. Die Irokesen waren überall und nirgends. Ein wilder Schrei, eine Gewehrsalve, ein Schwarm brüllender Rothhäute, und Alles war vorüber. Die Soldaten eilten nach der Stelle hin und fanden nur Einsamkeit und Stille und zuletzt einige verstümmelte Leichname.

Besonders schlimm gestaltete sich dieser Zustand nach dem Jahre 1641, wo die Banden der Irokesen ganze große Jägerschaaren der Algonquins vernichteten und selbst das Fort Richelieu zu erstürmen versuchten. Ueberall hausten sie wie Tiger in Menschengestalt. Sie vertilgten ganze Dörfer auf einmal, sie rotteten die Stämme aus, welche die Missionäre zu bekehren hofften; das gräßlichste Schreckbild eines fiebernden Gehirns kommt den Szenen nicht gleich, die ihr grausamer Sinn ausführte. Man lese bei Parkman S. 203 bis 223 die grausigen Abenteuer, die der von ihnen gefangen genommene Jesuit Isaac Jogues unter ihnen erlebte, selbst nach. Wir wollen hier nur kurz berichten, was eine Indianerin, die mit anderen Algonquins auf der Winterjagd